

Editorial

Auf Heft 3/1990: »Zwanzig Jahre danach. Kritische Kunstwissenschaft heute« haben die Redaktion recht unterschiedliche Reaktionen erreicht – Zustimmung bei den Generationsgenossinnen und -genossen der Autoren, verärgerte bis spöttische Reaktion nicht nur, aber vor allem jüngerer Leserinnen und Leser. Aus welchen Gründen auch immer, kam es nicht zu direkten Stellungnahmen; vielmehr soll aus den Kritiken ein selbständiges Heft entstehen. Besser kann diese Zeitschrift ihrem Namen nicht gerecht werden.

Michael Krögers Beitrag »... gleichsam biologische Urzeichen ...« in Heft 4/1990 hat eine entschiedene Kritik von Christian Bromig provoziert, die wir in diesem Heft abdrucken. Öffentlichkeit in der Auseinandersetzung ist ein Ziel, wenn nicht *das* Ziel unserer Zeitschrift. Sie wurde gegründet, weil in den sechziger Jahren Argumente systematisch unterdrückt wurden. Zu diesem Sinn publizieren wir auch den »Offenen Brief« von Hartmut Pätzke, wenn auch mancher Leser, manche Leserin das Gefühl haben mag, er verletze den Comment. Auch in der Redaktion herrschten darüber durchaus unterschiedliche Auffassungen. »Lasset uns nur davon sprechen, o ihr Weisesten! Schweigen ist schlimmer. Denn alle verschwiegenen Wahrheiten werden giftig.« Giftig im Sinne dieses Diktums von Friedrich Nietzsche ist in der DDR manches geworden, deswegen muß darüber gesprochen werden, bevor bundesrepublikanische Selbstgerechtigkeit alles wieder zudeckt.

Damit sind wir beim Generalthema unseres Heftes, der Situation der Kunstgeschichte in Ostdeutschland nach dem Ende der DDR. Vierzig Jahre Kunstwissenschaft im östlichen Teil Deutschlands umfaßt die Arbeit von mindestens zwei Generationen von Kunsthistorikern. Dieses Thema einigermaßen umfassend zu behandeln, würde bedeuten, die konzeptionelle kunsthistorische Arbeit und die Einzelleistungen an den wissenschaftlichen Institutionen, der Akademie der Wissenschaften (in den Jahren von 1950 bis 1969 und von 1982 bis 1989), der Akademie der Künste und an den Universitäten zu analysieren. Nur in den letztgenannten Einrichtungen gingen – nach Ansicht des Wissenschaftsrates in Bonn – Forschung und Wissenschaft zusammen. Hier waren allerdings auch Ideologie und Institutionen auf z.T. verhängnisvolle Weise miteinander verknüpft. Immer müßte bei der Analyse der Blick für das versteckt liegende Feld der diesen Institutionen entgegenwirkenden Verweigerungsformen geschärft bleiben, die in der freien Arbeit mit den Verlagen, in der praktischen Museumsarbeit wie überhaupt in der Gruppe freischaffender Kollegen zu suchen sind, und vor allem bei denen, die das Land freiwillig oder unfreiwillig verlassen haben.

Zum Thema gehört aber auch die Kunstgeschichte als praktische Denkmalpflege mit ihren überaus schwierigen und überhaupt noch nicht detailliert ausgebreiteten Problemen der Vergangenheit. Noch schwieriger dürfte sich ein Bild von der Kunstkritik in der ehemaligen DDR zeichnen lassen. Würden auch einige Aspekte aus den genannten Bereichen kunstwissenschaftlicher Arbeit beleuchtet, so läge damit immer noch kein abgerundetes Bild vor. Denn es steht nicht nur die Frage nach den Fachspezialisierungen innerhalb der Institutionen offen. Es geht außerdem um

eine weitere Ebene, die der Verflechtung von Institution, Ideologie und Fachdisziplin. Sie entstand durch die »Planung und Leitung« der Wissenschaftsentwicklung in der ehemaligen DDR. Ihr Zentrum war die Akademie für Gesellschaftswissenschaft beim Zentralkomitee der SED. Die Aufsicht über die Kunstwissenschaft übte darin das »Institut für marxistisch-leninistische Kultur- und Kunstwissenschaften« aus. Über den gleichnamigen »Wissenschaftlichen Rat«, der in verschiedene Arbeitsgruppen untergliedert war, zog es seine Fäden hinein in die Ministerien und in die wissenschaftlichen Arbeitsstellen. Seine Entscheidungen kamen Richtlinien gleich.

Die Situation zu erfassen, ist also ein sehr schwieriges Unterfangen. Einerseits stehen viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler – wie andere in diesem Landstrich auch – vor der Arbeitslosigkeit, zudem bestimmen nunmehr Gesetze und Verhaltensweisen, mit denen sie nicht umzugehen gewohnt sind, ihr Leben – anders als den Reisekadern, die sich souverän in westlichen Versammlungen bewegen, ist ihnen dies eine neue Umwelt, die sie erst kennenlernen müssen. Von den Jüngeren zu verlangen, sie sollten unter diesen Umständen bilanzieren, scheint nicht nur unzumutbar, es ist auch unmöglich.

Auf der anderen Seite treten Westler in dem Gebiet der ehemaligen DDR auf, als seien sie die Geistesriesen, denen die Zukunft gehört. Mediokre Gestalten machen sich mit Westaura vor DDR-Studierenden wichtig. Schonen wir einmal die Kunsthistoriker, benennen wir lediglich Lothar Bossle, von der Strauß-Administration seinerzeit in Würzburg zum Soziologie-Professor ernannt, durch Gefälligkeits-Doktorierungen in Verruf geraten, ist er nun mit einer Gastprofessur in Dresden betraut worden. Bossle ist kein Einzelfall, besser als andere taugt er zum Symbol, entstellt er doch die Wirklichkeit bis zur Kenntlichkeit.

Benjamins Satz, daß es kein Werk der Kultur gäbe, das nicht auch eines der Barbarei sei, trifft auch auf die DDR zu. Doch wird heute gern angenommen, daß in der DDR die Barbarei vorgeherrscht habe, während die BRD Trägerin der Kultur gewesen sei. Die Beiträge von Jutta Held und Klaus Garber einerseits sowie von Maria Rüger und Hartmut Pätzke andererseits sollten unter solchen Vorzeichen gelesen werden. Wie immer bei radikalen Umbrüchen werden alte Rechnungen aufgemacht, im Osten, aber auch im Westen. Die immerwährende Präsenz des Staates führte in der DDR dazu, daß alles unter den Teppich gekehrt wurde, Banales und Bedeutungsvolles bald nicht mehr unterscheidbar war. Dies ist der Grund, warum wir Hartmut Pätzkes »Offenen Brief« vollständig abdrucken. Harald Olbrich hat jedoch das Recht zu einer Erwiderung wahrgenommen. Wenn die westliche Gesellschaft einen wirklichen Vorteil hat, dann heißt er: Öffentlichkeit.

Doch nicht nur in Ostdeutschland werden alte Rechnungen aufgemacht, auch der Westen präsentiert die Spesenrechnung nicht nur für Braun- und Graubücher. Während Hermann Josef Abs im Westen schon wieder rehabilitiert war und als Mann von Distinktion das Frankfurter Kulturleben bestimmte, konnte man in der Ausstellung des ehemaligen KZ Buchenwald sein Foto noch unter denjenigen finden, die in den Nürnberger Prozessen verurteilt worden waren. »Vae victis« – dies wäre als Motto angemessen für den Furor, mit dem jetzt vorgegangen wird. Es gilt nur »jetzt oder nie« – in Sorgfalt die Fälle zu verhandeln, scheint unmöglich. Wie aber will man Denunzianten und Speichellecker von mausgrauen Mitläufern unterscheiden (mit denen auch die BRD so reich versehen ist)? Nur die bis in die Wolle ge-

färbten Oppositionellen sind bekannt, sie waren es in der DDR und sind es in der neuen BRD geblieben.

Friedrich Möbius' Klarstellung – gerichtet gegen einen Angriff in der »Bildenden Kunst« 1990, Heft 5 – zeigt, wie albern Vorwürfe sein können. Der Grund jedoch, warum wir diesen Beitrag auch dann noch abdrucken, nachdem er schon in Auszügen in der FAZ vom 28. November 1990 zu lesen war, ist die Weigerung der »Bildenden Kunst«, die Antwort des Angegriffenen zu drucken. Angst vor dem entgegenenden Argument haben nicht nur Zeitschriften in der ehemaligen DDR, das gilt genauso für Westdeutschland.

Wie eng lebendige Erkenntnis und doktrinäre Formelhaftigkeit einander benachbart sein können, zeigt der Beitrag von Rocco Thiede über die monografische Blechenforschung in der DDR. Der Realismusbegriff bringt die Erkenntnis zu Blechen durchaus ein Stück voran, wird dann jedoch falsch, wenn er ausschließlich gar unhistorisch – eben als Formel – verwandt wird.

Im Streit von Michael Kröger und Christian Bromig nimmt Ernst Kállai einen wichtigen Platz ein. Ihm ist ein Beitrag Monika Wuchers gewidmet. Die (scheinbare?) Vergangenheit reicht tief in die Gegenwart hinein. »Ernö Kállai-Kreis« nennt sich der *neue* Zusammenschluß ungarischer Kunstkritikerinnen und Kunstkritiker, der sich vor mehr als einem Jahr vom offiziellen Verband ungarischer Künstler und Kunstkritiker gelöst hat.

Manchen unserer Leserinnen und Leser mag es schon aufgefallen sein, daß wir Dr. sc. phil. Ulrike Krenzlin in die Redaktion kooptiert haben. Wir meinten – vorbehaltlich einer Entscheidung der Mitgliederversammlung des Ulmer Vereins – daß eine Kollegin aus den neuen Bundesländern in dieser Zeitschrift so schnell wie möglich mitarbeiten sollte; wir freuen uns, daß Ulrike Krenzlin dazu bereit war.

Die Redaktion